

Christen sagen, wenn sie ihren Glauben zur Sprache bringen, eine ganze Reihe von Dingen, die Muslime anstößig finden; etwa dass Jesus der Sohn Gottes und dass Gott dreifaltig ist oder dass die Feier von Taufe und Abendmahl ewiges Leben schenkt. Anstößig finden Muslime das zum einen, weil es ihren eigenen Glaubensüberzeugungen widerspricht, zweitens weil sie deswegen empfinden, es beleidige Gott, aber drittens auch weil sie es für unlogisch halten.

Den christlichen Glauben wollen wir hier so darstellen, dass ihn Christen verschiedener Konfession als den ihren erkennen können, und das heißt auch, dass wir uns an die Sprachformen von Bibel, Tradition und offizieller Lehre anlehnen, ohne sie nur stur zu wiederholen. Andererseits nämlich wollen wir den christlichen Glauben auch so darstellen, dass er Muslimen einleuchtet. Das heißt allerdings nicht, dass wir zeigen wollen, dass das Christentum ja im Grunde dasselbe ist wie der Islam. Christen und Muslime glauben Verschiedenes und können sich deswegen gegenseitig befragen und bereichern, sie können den jeweils anderen Glauben in seiner Andersheit anerkennen, und sie können sehen, dass weder seine Voraussetzungen noch die daraus gezogenen Schlüsse absurd sind, sie können also den anderen sogar einigermaßen *verstehen*.

Jesus ist in einem mehrheitlich jüdischen Umfeld aufgetreten und hat »die Frohe Botschaft« verkündet, das Evangelium. Es lautet: »Die Zeit ist erfüllt, das Reich Gottes ist nah, kehrt um und glaubt an das Evangelium.« (Markus 1,15)

Er verwendet Wörter, die seinen Hörern vertraut sind:

- Gott ist für Jesus derjenige, der sich in der Geschichte Israels als der gezeigt hat, der sein Volk aus der Sklaverei befreit und mit einer neuen Lebensordnung – der Thora – beschenkt hat, aber der auch die ganze Welt geschaffen hat, der Herr der gesamten Geschichte ist und sie zu ihrer Vollendung führen wird.
 - Das »Reich Gottes« ist diese neue Zeit, die Vollendung der Geschichte, in der Gott in seiner »Herrlichkeit« kommt, das heißt: Er wird dann von allen als Gott anerkannt sein. Seine Lebensform wird alles durchdrungen haben, die Geschöpfe verlassen sich auf ihn, so dass er »alles in allem« sein kann (1 Korinther 15,28). Diese Zukunft ist das Leben Gottes, gegenseitiges Sich-Schenken, freudiges Füreinander-Dasein.
 - Jesus sagt nun, dass dieses erhoffte Reich Gottes »nah« ist. Nah ist es nicht allgemein-überhaupt. Es ist vielmehr durch Jesu eigenes Kommen den Menschen, die ihm begegnen, nahegekommen. Das heißt, ihnen wird jetzt schon das Leben spürbar, das am Ende der Weltgeschichte für alle kommt. Jetzt ist das Reich Gottes nicht mehr nur eine Zeit, es ist geradezu ein Raum. Wer sich vom Auftreten Jesu ergreifen lässt, tritt damit ins Reich Gottes ein. Diesen Schritt bezeichnet Jesus mit den Worten:
 - »Umkehren«, sich also in seiner ganzen Existenz, in Lebensstil und Denkweise, von der Gegenwart Jesu wandeln lassen; und
 - »Glauben«, das heißt, sich auf Jesu Wort, mehr noch, auf ihn persönlich verlassen, konkret: sich der Bewegung Jesu, seiner Gemeinschaft anschließen, sein »Jünger« werden – das heißt: sein Schüler.
- Die Jesusbewegung hat einen neuen Lebensstil. Er ist geprägt von Gottes Zukunft, die jetzt hereinbricht, und ist deshalb freudige, herzliche Einsatzbereitschaft füreinander: »Liebe«. Der neue Lebensstil drückt sich auch in einem neuen Gebetsstil aus. Der früheste Zeuge, den wir sicher im Neuen Testament hören, ist Paulus. Er schreibt auf Griechisch; aber wenn er Jesu Gebetsform zitiert, wählt er ein aramäisches Wort: *Abba*. Das ist Jesu eigene Sprache. *Abba* ist ein familiär-vertrautes Wort für »Vater«. Denn Jesus hat zu Gott *Abba* gesagt; und er hat seine Jünger gelehrt, Gott ebenfalls »Vater« zu nennen. Wer so betet, übergibt sich selbst Gott in Gehorsam und Vertrauen. Der Vater will, dass seine Töchter und Söhne glücklich sind, zum wahren Leben kommen. Deshalb gehorchen seine Kinder nicht aus Unterwerfung, sondern weil sie seinem guten Plan vertrauen und sich ihm deshalb anvertrauen.

Hierin liegt ein außerordentlicher Anspruch. Jesus redet zwar kaum von sich selbst, sagt aber in allem, was er verkündet und tut, dass mit seinem eigenen Auftreten die Gottesnähe hereingebrochen ist. Er vermittelt eine neue Unmittelbarkeit zu Gott. Das Gottesvolk soll nun für die Zeit der Vollendung, das Gottesreich, bereitet werden. Deshalb sollen alle dazugehören. Auch wer nach überlieferten Vorstellungen als unrein für ausgeschlossen galt, soll erleben, dass er zu Gottes Gemeinschaft gehört. Manche Menschen erfahren durch Jesus dieses neue Leben als Heilung am eigenen Körper. Er spricht Menschen sogar die Sündenvergebung zu (Markus 2,5), also die Befreiung von der lebensbehindernden Gottesferne. Mit all dem geht er deutlich weiter als die bisher im Namen Gottes aufgetretenen Figuren Israels: Er ist mehr als ein Schriftgelehrter oder Rabbiner, mehr auch als ein gottesandter

Gesetzgeber oder Prophet, und selbst der Titel des Messias – des königlich gesalbten Machthabers – passt in diesem überlieferten Verständnis nicht auf ihn. Denn sein Anspruch ist: Wenn du dich von meiner Lebensgemeinschaft ergreifen und wandeln lässt, ist dein Heil schon entschieden (vgl. Lukas 12,8–9). Denn damit bist du jetzt schon Teil von Gottes ewigem Leben.

Dieser Anspruch bedroht verschiedene Gruppierungen seiner Umwelt. Jesu Inklusionsdynamik gefährdet die Reinheitsdoktrin der Laienbewegung der Pharisäer, die die Heiligkeit der Tempelpriester ins ganze Volk bringen wollen. Er gefährdet aber mit der unmittelbaren Gottesnähe, die Menschen durch ihn erfahren, auch die Rolle der Tempelpriester. Schließlich empfinden die römischen Reichsvertreter, dass ihre Sicherheitsstandards erschüttert werden durch die Verkündigung einer neuen Herrschaft, des Gottesreiches.

Deshalb wird Jesus zum Tod verurteilt, als Hochstapler verspottet und unter grausamen Schmerzen hingerichtet. Seine Jünger sehen sich enttäuscht: Alle Ansprüche Jesu sind widerlegt. Wenige Tage später aber, am Sonntag des jüdischen Paschafestes, beginnen die Jünger, etwas Überraschendes zu bezeugen, das ihre Vorstellungen übersteigt und das daher auch sprachlich nur annähernd auszudrücken ist: Sie sagen, er ist ihnen »erschienen«. Sie legen aber Wert darauf, dass es sich nicht nur um eine visionäre Erfahrung handelt. Sie sagen vielmehr, dass etwas Einmaliges geschehen ist: Die für alle anderen erst am Geschichtsende erwartete Totenauferweckung hat sich an ihm schon ereignet; er ist in ganz neuer, aktiver Weise bei ihnen und insofern »auferstanden«. Das sehen sie zusätzlich beglaubigt, als sie entdecken, dass sein Grab leer ist.

Sie werden jetzt von einer neuartigen Freude erfüllt. Denn damit ist, was Jesus vor seinem Tod gesagt hat, kein bloßer Anspruch mehr. Es wurde von dem bestätigt, den sie jetzt auch Vater nennen: In Jesus ist die Zukunft Gottes tatsächlich in die Geschichte hereingebrochen. Die Freude, die nun durch das Zeugnis der Jünger immer mehr Menschen ergreift, ist der »Geist«. Er befreit sie zum selbstlosen Dienst.

Jesus selbst hatte in der Nacht vor seiner Hinrichtung mit seinen Jüngern das jüdische Paschamahl gefeiert. Dabei hatte er über ein Stück Brot »Das ist mein Leib« gesagt und über einen Becher Wein »Das ist mein Blut«, und er hatte die Jünger aufgefordert, dies später zu seinem Gedächtnis erneut zu tun. Durch die Auferstehung ist ihnen nun klar, dass dies nicht bloß ein Andenken an Vergangenes sein wird, sondern die aktive Gegenwart Jesu und der erfahrene Anbruch der Erfüllung der Geschichte im Gottesreich.

Die Jüngergemeinde findet immer neue Sprachformeln, um ihr neues Jesus-Leben auszudrücken; so gibt sie etwa »durch Jesus, mit ihm und in ihm« dem Vater die Ehre. Man ehrt den Vater also wegen der Jesusgeschichte (»durch« ihn), man nimmt es an, dass Jesus seine Erfahrung der Vaternähe seinen Jüngern weitergibt (»mit« ihm), und man erlebt Jesus nach seiner Auferstehung selbst als den Raum, ja den Leib, zu dem man gehören darf, um sich dem *Abba* anzuvertrauen (»in« ihm). Deshalb nennen die Gemeinden Jesus den »Sohn«. Er ist so Sohn Gottes, dass sich durch, mit und in ihm alle, die ihm glauben, als Söhne und Töchter Gottes verstehen können.

Gemeinden, die so – vom Geist bewegt – die Gegenwart Jesu feiern, entstehen durch das Zeugnis der Jünger bald in verschiedenen Sprach- und Kulturräumen. Die einzelnen Gemeinden verstehen sich miteinander als eine einzige weltweite Gemeinschaft, die »Kirche«. Es entstehen jedoch durch die verschiedenen Ortskulturen auch verschiedene Ausdrucksweisen für ihre Erfahrung des neuen Lebens in Jesus. In ihre Schrift für die gottesdienstliche Lesung nimmt die Kirche sowohl die heiligen Bücher des Judentums auf als auch unterschiedliche neue örtliche Schriften über das Wirken Jesu vor seinem Tod und nach seiner Auferstehung. Es zeigt sich eine erstaunliche Bereitschaft, Verschiedenheit miteinander bestehen zu lassen. Jedoch ergeben sich auch Streitigkeiten darum, wie das Jesus-Zeugnis richtig auszudrücken ist. Etwa: »Sohn« und »Vater«, Jesus und der *Abba*, sind nicht dasselbe. Aber wer in Jesus ist, ist schon im Leben Gottes selbst. *Eine* Sprachkultur will stärker das Gegenüber zwischen Jesus und dem Vater betonen, die andere die Einheit beider. Hier ergeben sich begriffliche Streitigkeiten. Der römische Kaiser greift aus Sorge um die Reichseinheit schlichtend ein und befürwortet Kompromissformeln, die keine biblische, sondern eine philosophische Sprechweise verwenden. Das gilt etwa von der Aussage, dass der Sohn Gottes dem Vater »wesensgleich« ist (325 n.Chr.) und dass Vater, Sohn und Geist *eine* Gottheit in heiliger Dreifaltigkeit sind (381 n.Chr.). Ähnliche Klärungsvorgänge finden sich in den Universitätsdiskussionen des Hochmittelalters. Man versucht beispielsweise, mit philosophischen Kategorien auszudrücken, was in der Feier des Abendmahls geschieht. Hauptinteresse war stets, deutlich zu machen, dass uns in Christus das Leben Gottes wirklich geschenkt wird.